

www.e-rara.ch

Kleinere Schriften

Wackernagel, Wilhelm

Leipzig, 1872-1874

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: An I 5 - An I 7

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-80595>

Gedächtnissrede auf Ludwig Uhland

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Gedächtnissrede auf Ludwig Uhland.

Vorgetragen bei der Uhlandfeier zu Basel, den 13. Januar 1863.

(Aus Gelzers protest. Monatsblättern, 21. Band, 1863. S. 1—20.)

„Wie ein herbstdurchschütterter Strauch
Ist das zagende Vaterland,
Wie in Blättern sich regt ein Hauch,
Löst er Einem das Lebensband.“

Dieses Herbstgefühl, wie Rückert es so ergreifend ausspricht, drängt sich jedem Sohne, jedem Freunde des deutschen Volkes (und es sollte das deutsche Volk so viele Freunde zählen, als es wahre Freunde auch der anderen Völker giebt), drängt Jedem sich auf, wenn er all die herben Verluste nachrechnet, die seit wenigen Jahren Deutschland Schlag auf Schlag getroffen haben, wenn er die Besten in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft Einen nach dem Anderen dahinscheiden und hinter ihnen zurückbleibend welch einen spärlichen Nachwuchs Solcher sieht, die befähigt wären, das Leben und die Entwicklung des Volkes fortzuführen. Wahrlich, es ist, als stände Deutschland in dem Herbst eines Weltjahres, als wäre der Frühlingsmuth, wo er noch sich regen mag, nur eine jener Täuschungen durch die Sonne, die niedersinkend noch einmal lächelt, durch das Laub der Bäume, das sich im Welken bunter färbt, als gieng das Geschlecht, das bleibt, und das Geschlecht, das kommt, einem Winter entgegen ohne Licht und Wärme, ohne Männer, ohne Thaten.

«Wie in Blättern sich regt ein Hauch, löst er Einem das

Lebensband.» Und auch dem ist es nun gelöst, der wie keiner von allen, welche lebten, der Dichter des Volkes war, einem Dichter, in dessen Verehrung und Liebe wir Aelteren alt geworden sind und unsere Jugend heranwächst, Ludwig Uhland. Sein Tod hat die gesammte deutsche, hat auch die ausserdeutsche Welt, so weit sie Kunde von deutschen Dingen und Sinn für Mannes- und Dichtergrösse besitzt, mit Schmerz erfüllt: könnte da die Schweiz, könnte Basel ohne das Mitgefühl der Trauer bleiben, die Schweiz, die der Lieblingsboden seiner jährlichen Wanderungen, deren Geschichte und deren Dichtung ein Lieblingsgegenstand seines Forschens war, deren Helden, den Tell, auch er besungen, unser Basel, das auch schon seiner schmucklos schönen Beredsamkeit hat lauschen dürfen, in dessen Mauern er so oft und gern gewohnt, ja einst eine Stätte dauernder Wirksamkeit sich gewünscht hat? Vereinigen denn auch wir uns, um mit dem Antritt eines neuen Jahres, nachdem er an der Neige des vergangenen nicht minder uns als seiner Heimat ist genommen worden, dem Namen Ludwig Uhland's ein Fest der schmerzlich dankenden Erinnerung zu weihen, mit Liedern und nur solchen Liedern, die er gedichtet, denen aber die schwesterliche Tonkunst den volleren Flügelschlag ihres Wohllautes geliehen hat, mit dem gesprochenen Worte, das kurz und wahrhaft, wie es einem Uhland ziemt, sein Bild und seinen Werth gegenwärtigen möchte, das Bild und den Werth zumal des Dichters: als Dichter gehört Uhland voll und gleichmässig Allen, auch den Frauen, auch der Jugend an, als Gelehrter mehr nur den Mitforschenden und als Mann des politischen Kampfes zuvörderst denen, auf deren Seite er stand und focht.

Was aber giebt mir das Recht, hier und heute das Wort zu führen? Ich kann wohl keine Berechtigung dazu aufweisen, aber einer Verpflichtung dazu bin ich mir bewusst und mehrfacher Verpflichtung. Auch in meine Jugend hat wie ein heller Morgenschein sein Lied hereingeleuchtet, auf der Bahn meiner Wissenschaft ist er auch mir ein Vorgänger und Meister gewesen, und die entscheidendsten Wendepunkte seines wie meines Lebens sind durch gegenseitige Berührungen bezeichnet. Derselbe Frühling des Jahres 1833, der mich (ein Menschenalter ist seitdem verflossen) meinen Geburtsort Berlin für immer mit Basel vertauschen liess, führte mich, eben auf der Wanderung hierher,

auch nach Tübingen um Uhland's willen; ich hatte ihm Grüsse meines Lehrers und Freundes Lachmann und dessen Wolfram von Eschenbach zu überbringen; mir selber ward als Gegengabe dafür und als Gastgeschenk der eben erschienene sechste Druck von Uhland's eigenen Gedichten; ich fühle noch heute, wie mir dabei die Hand vor Ehrerbietung und Freude zitterte, und danke noch heute meinem Gott, dass eben damals eine Freundschaft ihren Anfang genommen, die auf mannichfachste Art sich erweisen und bewähren sollte. Noch in demselben Jahre. Uhland hatte sein Lehramt in Tübingen niedergelegt; zugleich war der Bestand der hiesigen Hochschule durch den unseligen Ausgang unserer bürgerlichen Wirren in Frage gestellt: da ward mir (nach so vielen Jahren darf ich es wohl erzählen) aus Württemberg her der Wunsch, der auch der Wunsch Uhland's selber war, eröffnet, dass ich ihm auf dem erledigten Lehrstuhl folgen möchte; ich hielt es jedoch unter jenen Umständen für geboten, in Basel auszuharren, und that die erforderlichen Schritte nicht. Und so ist mir zwar die stolze Freude entgangen, der academische Nachfolger eines Uhland zu sein, dafür blieb mir das Grössere aufbewahrt, ihm selbst noch die letzte, freilich nur noch halb empfundene Freude seines irdischen Lebens bereiten zu helfen, durch die neue, ihm zugeeignete Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide. Er hatte schon, da das Buch ihm nur erst angekündigt war, auf seinem Krankenlager davon geträumt und halb träumend davon gesprochen; endlich kam es; mit freundlichem Lächeln ergriff er das Weiheschenk der Liebe und schaute es sich blätternd an, musste es aber, und Wehmuth überzog sein Angesicht, bald wieder zur Seite legen. Tags darauf war er gestorben. Und heute gestatten Sie mir, von dem Leben und Wirken meines seligen Freundes zu sprechen!

Von seinem Leben, seinem äusseren Leben, kann und darf ich nur in Kürze berichten; es war dasselbe nicht sonderlich bewegt durch bunte Abwechslung, und das Einzige, was Anlass zu grösserer Ausführlichkeit geben könnte, die Art, wie es zu wiederholten Malen mit dem öffentlichen Leben der engeren und der weitem Heimat sich verflocht, bleibt heute schicklicher unausgeführt.

Johann Ludwig Uhland war am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie; sein

Vater war Secretär der Universität, sein Grossvater, damals noch lebend, Professor der Theologie und Ephorus des theologischen Stiftes. Im Jahre 1802 trat der eben erst fünfzehnjährige Knabe schon aus dem Lyceum der Vaterstadt zu der hohen Schule derselben über und 1805 in die juristische Facultät; Neigung und eigene Wahl jedoch hatten ihn dies Studium nicht ergreifen lassen. Um so weniger drängte es den Hang zur Dichtkunst, dem er von jeher gefolgt war, in ihm zurück; Freunde, die er jetzt für sein ganzes Leben sich gewann, wie namentlich Justinus Kerner, der Mediciner, theilten und stärkten dies sein Streben, und schon von 1806 an zeigte er sich, zunächst nur in Musenalmanachen, öffentlich als Dichter. Zugleich erweckte die Poesie des Mittelalters und des Nordens, die er aus dem Nibelungenlied, aus Waltharius und Saxo Grammaticus kennen lernte, die Begeisterung des Jünglings, und so, nachdem er die letzten Förmlichkeiten seines Faches abgethan und 1808 die Prüfung zum Anwalt, 1810 die zum Doctor der Rechte bestanden hatte, begab er sich für beinahe ein Jahr nach Paris, um dort nach dem Wunsche des Vaters den Code Napoléon, aber auch nach seinem eigenen die altfranzösischen Gedichthandschriften zu studieren: eine Arbeit voll von Beschwerden, wie nur seine jugendliche Frische und Freudigkeit sie zu überstehen vermochte; er musste sich gewöhnen, abwechselnd mit der linken Hand zu schreiben, damit indessen (denn der Bibliotheksraum war ungeheizt) die rechte über einem Kohlenbecken wieder warm und beweglich würde. Ein Ergebniss dieses Pariser Aufenthalts war die in Kürze gehaltvolle Abhandlung über das altfranzösische Epos, von 1812, demselben Jahre, wo er sich in Stuttgart niederliess, um zuerst im Ministerium der Justiz, dann frei als Rechtsanwalt zu arbeiten, wo er aber auch im Vereine mit Freunden und Kunstgenossen den Poetischen Almanach wie 1813 den Deutschen Dichterwald herausgab. Und schon 1815, erst achtundzwanzigjährig, sehen wir ihn auf der langhin sich erstreckenden Höhe seines Lebens angelangt. Da wurden zuert in selbständiger, fast auch schon vollständiger Sammlung seine Gedichte gedruckt, und in seinem Heimatland begannen Ereignisse, die seinem Sinn, seinem Dichten, seiner ganzen Wirksamkeit eine neue, von da an nie mehr aufgegebene Bahn eröffnen sollten. Gegenüber der Regierung, die zwar den Verheissungen des Bundes-

tages gemäss dem Lande eine Verfassung geben wollte, aber eine solche, die einzig der Ausfluss königlicher Gnade war, erhob sich die Stimme derer, die vor Allem die Anerkennung und Wiederherstellung der alten landständischen Rechte, wie sie bis auf die Franzosenzeit bestanden hatten, forderten und jede neue Verfassung als ungültig bezeichneten, welche nicht mit diesen Ständen vereinbart sei. Und vornan unter diesen Kämpfern für das «gute alte Recht» stand Uhland mit seinem rechtlichen und geschichtlichen Wissen und Gewissen; die Waffen aber, die er brauchte, waren zumeist die des Dichters, waren Lieder, und diesen, wie sie auf einzelnen Blättern das Land durchflogen, hier ermuthigten, dort mahnten und warnten, fiel ein grosser Theil des endlich errungenen Sieges zu. Württemberg erhielt im Jahre 1819 eine Verfassung, die auf sein alteinheimisches Recht begründet und durch Vertrag zwischen König und Volk geschaffen war; unter den Abgeordneten des letzteren zu dem Vereinbarungsverke hatte Ludwig Uhland, der inzwischen dreissig Jahre alt und somit wählbar geworden, mit gesessen. Und er fand, ohne ihn gesucht zu haben, den lohnenden Dank, der ihm zwiefach gebührte: Stuttgart begieng den allgemeinen Freuden- und Ehrentag mit der ersten Aufführung seines Herzogs Ernst von Schwaben, der schon 1817 verfasst, an diesem Tage aber vom Dichter mit einem eigenen Prolog begleitet war, und dem sich gerade jetzt ein sinnverwandtes zweites Drama, Ludwig der Bayer, zugesellte; die Wahlkreise des Landes wetteiferten fortan, den muthigen und einsichtsvollen Vertreter von Freiheit und Recht in die neue Ständeversammlung zu berufen, und ich weiss nicht, ob die schwer erlangte Vermählung mit der Geliebten seines Herzens im Jahre 1820 nicht auch noch als ein Preis seiner bürgerlichen Verdienste zu betrachten sei. Ernst und fleissig und tapfer (denn schon ja kam von Karlsbad her die Reaction) lag er den vom Lande ihm anvertrauten Pflichten ob, daneben aber mit frischem und nun erst mit rechtem Eifer auch den Studien unserer alten Dichtung: Zeugniß dessen seine Schrift über Walther von der Vogelweide von 1822 und die Anerkennung, zu welcher selbst die Regierung sich gedrungen fühlte: sie ernannte ihn im Jahre 1830 zum Professor, zum ausserordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen. Er sollte jedoch dieses Amt, so sehr damit einem

Bedürfniss seines Innern und schon frühe gehegten Wünschen entsprochen war (schon 1818 und 1819 hatte er in Preussen, in Baden, auch hier in Basel, aber überall vergeblich, eine Stelle der Art gesucht), — er sollte, mit so viel Lust und Erfolg er ihm auch vorstand, es doch nur kürzeste Zeit bekleiden; 1833, da er wieder als Abgeordneter gewählt war, das Ministerium aber dem unbequemen Widersacher den Urlaub verweigerte, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, verlangte er lieber die Entlassung von der Professur, und es ward ihm dieselbe, wie der amtliche Ausdruck lautete, «sehr gern» ertheilt. So war es, indem er den früheren Anwaltsberuf nicht wieder aufnahm (seinem Haushalt fehlten auch so die Mittel nicht), es war von jetzt an nur der Beruf eines Landtagsgliedes, der ihn noch öffentlich beschäftigte, und auch von diesem trat er nach sechs Jahren fruchtloser Abmühung zurück und entzog sich gleich den meisten Uebrigen von der freisinnigen Seite des Hauses jeder ferneren Neuwahl. Die volle Musse, die ihm damit geworden, blieb nicht so unfruchtbar; der Alterthumskunde kam sie wohl zu Statten: auf die Sagenforschung des Jahres 1836, den Mythos von Thôr, folgte jetzt, 1844, unter beständigem Suchen und Prüfen und Ordnen langsam ausgereift, die erste und noch die einzige wahrhaft wissenschaftliche Sammlung deutscher Volkslieder. Aber die Kämpfe der Zeit und sein eigener Muth gönnten ihm keine zu lange Ruhe; schon bei der Germanistenversammlung von 1846 hatte ihn Frankfurt mit flammender Beredsamkeit aussprechen hören, was nur noch in der Tiefe grollend alles Volk bewegte; es kam der Ausbruch des Jahres 1848, und wiederum Frankfurt sah ihn als Vertrauensmann und als Abgeordneten und vernahm, da es um die Kaiserwahl sich handelte, aus seinem Munde das Kernwort, nur der sei der deutschen Krone würdig, der mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei. Wir wissen, wie Alles damals in hohen Wogen gieng; wie bald aber auch in den hohen Wogen Alles wieder scheiterte; Uhland in seiner Treue, seinem Rechtsgeföhle hielt auch nach dem Schiffbruche noch aus und war Einer der Hundert, die, nachdem sie hatten Frankfurt räumen müssen, den Reichstag in der Hauptstadt Württembergs fortsetzten, dann aber auch hier und mit Waffengewalt auseinander getrieben wurden. Nicht gebrochenen, nicht verbitterten Herzens (davor bewahrte ihn das

Gleichmaass des Gemüths), nur noch stiller, noch bescheidener und nüchterner in seinem Hoffen kehrte er abermals und nun für immer in die Ruhe am eigenen Herd zurück, in das stattliche Haus an der Neckarbrücke mit dem anmuthig aufgestuften Garten, der immer weiter und schöner auf den blitzenden Fluss und die grünen Auen und die wald- und schlossgekrönten Berge der Alp hinüber blicken lässt, kehrte heim und lebte fortan nur seiner Gattin und den Freunden und der Wissenschaft. Das Jahr 1856 und die folgenden brachten uns, zum Theil aus dem unvollendeten zweiten Bande der Volksliedersammlung vorweggenommen, eine Reihe der schönsten Abhandlungen über Volksdichtung und Sage, Arbeiten, die nicht bloss auf dem Schreibische gewachsen waren; denn Uhland machte es sich stets zur Pflicht, auch die Orte und die Gegenden, auf die es bei seinen Studien irgend ankam, durch wiederholten Besuch und genaueste Betrachtung sich selbst zu veranschaulichen, wie er beispielsweise einmal in den Vogesen die Schlucht erforschte, vor welcher Walthari mit Gunthari und Hagano gekämpft hat; leider sind die Untersuchungen, um derentwillen er nun auch häufiger als schon früherhin die geliebte Schweiz bereiste, über Tell und den Drachentödter Winkelried, nicht bis zur Ausführung gediehen. Die treue Gefährtin aber auf dieser wie auf allen seinen Wanderungen war die Gattin, einst der gefeierte Schmuck seiner Gesänge, jetzt, wir können nicht sagen: die Stütze seines Alters (denn das Alter mit seinen Schwächen tastete ihn nicht an), aber die theilnehmende Zuschauerin von Allem, was er in Geist und Herz bewegte. Kinder belebten die Stille des Hauses nicht, auch nicht mehr der in früheren Jahren liebend besorgte Pflegesohn; nur die wenigen Freunde und Fachgenossen, die ein kleiner Ort wie Tübingen bieten konnte, giengen ab und zu, noch seltnere von auswärts, da Tübingen etwas seitab von den grossen Heerstrassen liegt. In solcher Zurückgezogenheit des Lebens, die zeitweise beinahe zur Einsamkeit ward, musste sich die ganze Eigenart Uhland's immer entschiedener ausprägen und befestigen. Er ist nie ein Mann von vielen, noch weniger von grossen Worten gewesen; schlicht und unscheinbar wie sein Aeusseres, das weder den Dichter noch den Forscher verrieth (nur in dem treuen Blick und, wenn es ihm warm um das Herz ward, in dem sonnigen Leuchten seines Auges brach die Tiefe des Gemüths hervor),

ebenso unscheinbar und schlicht war auch meist sein Reden, war sogar unbeholfen und stockte häufig, und wo sich die Neugier an ihn drängte, wo man gar massenhaft die Huldigung zur Schau trug, da aus bescheidener Befangenheit (zuweilen war es vielleicht auch Schalkheit) schwieg er gänzlich, schwieg mit Beharrlichkeit Stunden lang. Aber wenn der Augenblick ihn ergriff und ihm die Sache gross genug war, konnte ebenderselbe auch vor horchenden Hunderten eine schwungvoll rauschende und Aug' in Auge mit einem Freunde die strömendste Beredsamkeit entwickeln, und solch ein Gespräch mit ihm that wohl; noch so warm, verlor er nie das Maass und die Milde, und ob schon er z. B. war, was die Sprache der Parteien einen Grossdeutschen nennt, hörte er doch, wenn solche Zeitfragen zur Erörterung kamen, mit Friedfertigkeit auch den Kleindeutschen an. Darum hat er nie, auch bei vorübergehender Entfremdung nie auf die Dauer, einen Freund verloren und Jeden, der ihm näher trat, sich zum Freunde gemacht; an den Genossen der Jugend aber hing er mit rührender Treue. Ein Liebeswerk an deren Einem bereitete ihm selbst den Tod, früher, als sonst zu befürchten schien, denn noch über die Siebzig hinaus hatte sein gedrungener Leib die Kraft des Mannes bewahrt und er war immer noch wie je ein rüstiger Fussgänger und Meister im Schwimmen. Aber das winterliche Begräbniss seines Freundes in Weinsberg, Justinus Kerner's, bei dem er nicht fehlen wollte, dies zuerst legte auch in ihn, der sein Leben lang nie eines Arztes bedurft, den Keim der Krankheit und des Todes; mehr und mehr schwand die ehemalige Frische, und nach langen, zuletzt den schmerzvollsten Leiden, aber noch gestärkt und getröstet durch den Genuss des heiligen Abendmahles, schied er dahin am 14. November 1862. Zwei Tage darauf, eines Sonntags, fand die Beerdigung statt, feierlich durch die Theilnahme gesammter Universität und Bürgerschaft, der Kammer der Abgeordneten, des Schwäbischen Sängerbundes und zahlreicher von nah' und fern herbeigeeilter Freunde; die obersten Behörden des Landes, dessen getreuester Sohn, dessen Zierde und Stolz der Verstorbene gewesen, hielten sich zurück, wie auch kein Ordenszeichen auf seinem Sarge lag; hatte er doch, wohlberechtigt dazu, die Verdienstkreuze der Könige von Preussen und von Bayern abgelehnt; aber Bänder in den Farben Deutschlands waren der Schmuck des Sarges.

„So schlummert er den tiefen Schlummer:
Sein Lied umweht noch jedes Ohr;
Doch nährt er stets den herben Kummer,
Dass man den Herrlichen verlor.“

Sprechen wir jetzt von diesem seinem Lied, von dem Dichter Uhland's! Die Eigenthümlichkeit desselben ist begründet und schon vorangedeutet in seinem Leben und der Art seiner Lebensführung, wie beides in freilich dürftiger Abschattung Ihnen nun vor Augen liegt, ist bestimmt worden durch die Zeitumstände, unter denen er erwuchs und reifte, durch den Geist und Sinn, der ihm als Pfund verliehen war, und durch die Ziele, auf die auch seine Wissenschaft sich richtete.

Die früheste Jahrszahl, die man bei den Gedichten Uhland's, so weit sie gedruckt sind, weiss, ist das Jahr 1804, sein eigenes siebzehntes Jahr; die Jugend seines Lebens, die Jugendanfänge seines Dichtens fielen somit noch ganz hinein in die Zeit der tiefgreifenden Aufregung, in welche die deutsche Litteratur durch die neue Romantik versetzt war; er empfing auch von dieser her den ersten Anstoss, aber zu eigener weiterer, höher und tiefer gehender Bewegung. Merkwürdig, wie sich damit Verhältnisse wiederholten, die unmittelbar vorher schon einmal dagewesen waren! Auf Klopstock und Lessing und Herder, die im Nordosten Deutschlands die Litteratur wieder hergestellt hatten, war deren Vollendung durch Goethe, den Franken, und den Schwaben Schiller gekommen; jetzt auf die Romantiker des Nordostens folgten als die grössten Dichter, die es seitdem gegeben, wiederum ein Franke und ein Schwabe, folgten Rückert und Uhland, beide in der romantischen Schule, beide jedoch nicht so darin gebildet, dass sie deren Schüler geblieben wären; sie sind wohl aus derselben hervor-, zugleich aber darüber hinausgewachsen, ebenso wie Goethe und Schiller über die Sturm- und Drangperiode ihrer Jugend.

Wir haben heute nur Uhlands Stellung zu den Romantikern zu betrachten.

Was die Romantiker von den Dichtern vor und neben ihnen unterschied, war ihre Vorliebe für das Mittelalter, für dessen Kunst, dessen Gläubigkeit, dessen ganzes Leben, zumal wie dies Alles bei den romanischen Völkern zur glänzendsten Blüte sich entfaltet habe; während sie aber demnach beflissen waren, die

ganze bunte Mannichfaltigkeit der italiänischen und spanischen Verskunst durch Uebersetzung und Nachahmung auf deutschen Boden zu verpflanzen, war sonst ihr eigenes Dichten am liebsten formlos und verlor Halt und Gestalt unter den Ueberschwänglichkeiten bald der Empfindung, bald der Phantasie; denn auch dazu schienen die Vorbilder des Mittelalters zu berechtigen. Gesinnung und Zweck der Romantiker waren reactionär, und das nicht allein in litterarischen Dingen, höchst revolutionär aber auch hier die Mittel, mit denen der Reaction gedient ward, vernichtende Verachtung alles Neugearteten und Hass und Hohn gegen Jeden, der nicht ihr Feldgeschrei brauchte.

Wie ganz anders dieses Alles bei unserm Dichter! Wohl schlägt auch er noch zuweilen in jenen Liedern, die er dem Recensenten in den Mund legt, den Ton der litterarischen Polemik an, aber wie harmlos erklingt hier der Spott, und wie schnell ist er wieder verklungen, schneller bei ihm als bei seinem Freunde Kerner, der noch einen ganzen Band, die Reiseschatten, damit hat füllen können! Und wohl mag auch er der romanischen Maasse sich bedienen; seine assonierenden Verse, seine Sonette und Ottaven und Decimen gehören nicht zu den schlechtesten; ja, er fügt denselben in Roland und Alda noch ein sonst unversuchtes altfranzösisches Maass hinzu; aber sichtlich viel wohler ist ihm, wo er sich in den einfacheren, vertrauteren Dichtungsformen der Heimat bewegt, in Formen, die vielleicht auch schon das Mittelalter erfunden und angewandt hat, aber das Mittelalter Deutschlands. Denn überhaupt ist sein Verhältniss zur Mittelalterlichkeit und zur Deutschheit ein wesentlich anderes als das der Romantiker.

Uhland wuchs in dem Deutschland unseres Jahrhunderts auf, er war, als die Napoleonische Herrschaft Alles erdrückte, schon alt genug, um den Druck mit Ingrimms zu empfinden, und noch jung genug, um sich mit zu begeistern, als Blücher's Vorwärts! ertönte, als das Joch wieder abgeworfen und Vaterland und Freiheit zwei gleichbedeutende Namen wurden. Und er stand inmitten solcher Ereignisse mit der Kraft seines schlichten Sinnes, mit redlichem, wahrhaftem Herzen, mit der Fülle des Gemüths, das nicht nur in flüchtigen Augenblicken schön empfindet, sondern treu in geheimen Tiefen fort und fort die heiligen Gluthen hegt, und seiner Liebe zu Deutschland gab erst das den sicheren Grund und die feste Gestalt, dass er auch und zuvör-

derst sein Heimatland Schwaben und seinen Heimatsort Tübingen liebte. Darum, wie er denn selbst sein öffentliches Leben mit einem Kampf für die Rechte des württembergischen Volkes begonnen hat, war ihm das Vaterland und dessen Freiheit nicht bloss ein Dichtertraum, sondern etwas lebendig Nahes, in Wirklichkeit Gegenwärtiges; darum auch, mit wie grosser Liebe er als Forscher und selbst als Dichter zurück in das Mittelalter blicken mochte (denn die Ferne der Zeit wie die im Raume umgiebt, was sie vor Augen stellt, mit einem wehevollen Duft und Schimmer), wie gern er desshalb zumal für die erzählenden Gedichte den Stoff oder doch die Gestalten und die Einkleidung von dorthier holte, seinen Sinn hielt das Mittelalter darum nicht gefangen, es nahm vielmehr dieser das Mittelalter für sich und seine Anschauung und für die Gegenwart selber in Besitz. Mit Ehrfurcht und Andacht weilt Uhland's Poesie bei den Helden und den Heldengedanken der Vorzeit oder fasst auch anmuthvollere Bilder in deren Rahmen; aber wenn sie von Taillefer erzählt, der aus niederem Dienste sich emporschwingt zum Ritter und ritterlichen Sänger, von dem Königssohne, der um die Schäferin wirbt, nicht wissend, dass auch sie ein Königskind ist, von Eberhard dem Rauschebart, dem ein Hirt das Leben rettet und die Bauern den hoffärtigen Adel bezwingen helfen, wer kostet nicht hier schon überall jenen Tropfen demokratischen Oels heraus? Und in all den besten Gedichten, nicht bloss denen, die Uhland selbst ausdrücklich vaterländische nennt, auch in den meisten und besten der übrigen, wer fühlt sich da nicht ein Herz voll Vaterlandsiebe entgegenschlagen, ein gut schwäbisches, gut deutsches Herz? Neben dieser Deutschheit seines Dichtens, Deutschheit in den Stoffen wie in der Art der Auffassung und Darstellung, verschwinden ganz die spanisch-italiänischen Fremdartigkeiten, die nur hie und da noch von der Romantik aus wie ein verlorenes Streiflicht hereinfallen; noch weniger hat vor ihr jene katholisierende Empfinderei bestehen können, mit der sich die Romantiker aus der evangelischen Welt zurück in das Mittelalter und aus Deutschland fort nach Spanien sehnten. August Wilhelm v. Schlegel hat späterhin selbst naiv genug eingestanden, sein und seiner Freunde Christenthum sei nur ein poetisches gewesen; so aber verstand das aufrichtige Herz unseres Dichters weder die Poesie noch das Christen-

thum: er zeigt eine schlicht wahrhafte Frömmigkeit. Aber kaum darf man sagen, er zeige sie; sie ist so innerlich, so innig eins mit seinem ganzen Wesen, dass sie wohl all sein Dichten still durchzieht gleich einer Art Ader, welche die Wärme und die Farbe des Lebens spendet, dass sie es trinkt mit einer Keuschheit und heiteren Unschuld, die Uhland wie Wenige sonst zu einem Dichter für die Jugend macht; zu eigener einzelner Aeusserung jedoch hat sich seine Frömmigkeit nur schwer und nur selten entschlossen, und nirgends wird er zudringlich damit und stellt sie zur Schau mit tönendem Erz und klingender Schelle. Ueberhaupt ist nichts bei Uhland Schönthuerei und blosser Redensart; er prunkt weder mit übersüssen Worten von der Liebe noch mit grossen hohlen von Vaterland und Freiheit; er sagt nirgends mehr, als er in der That empfindet, und ich meine, solcher Einklang von Dichtung und Wahrheit sei für die erstere kein Schade gewesen.

Diese Schlichtheit, Einfachheit, Wahrhaftigkeit lässt die Uhlandische Poesie nun allerdings nicht so, wie namentlich die Jugend es liebt, durch Blendung und Bestechung wirken, um so fester jedoch hält sie, wen sie einmal gewonnen hat, und um so sicherer gewinnt sie; denn sie gewinnt allmählich, wie der Strahl der Frühlingssonne, der sich wärmer und wärmer der Erde ans Herz legt. Ein rechter Jüngling verspürt es bald, wie verwandt ihm dieser Dichter ist, dessen Lied ja wie aus dem Born einer ewigen Jugend quillt und der, in dem Gesang der Jünglinge, selbst so freudige Worte von den Freuden der Jugend und so ernste von ihrer Heiligkeit gesprochen hat. Wie gern auch lernen schon unsere Kinder das kindlich-heitere Lied vom Apfelbaum! Das Lob der Unmündigen aber ist für einen Dichter kein verächtliches Lob.

Und nun gar das Volk, die Jugend, die Kindheit der Nation! Wir sind nicht arm an Dichtern, an Dichtern und auch Prosaikern, deren Absicht es ist, für das Volk zu schreiben, und die zu dem Ende einen Ton anstimmen, der sittlich roh und künstlerisch unschön ist. Dergleichen Volksmässigkeit aber hat das Volk stets abgelehnt; auch in ihm wohnt das Bedürfniss, durch die Kunst gehoben zu werden, und jene Absicht, weil es sie merkt, verstimmt es. Uhland hat eine solche nie gehabt, und dennoch, welcher unter all den Dichtern Deutschlands hat

so wie er volksmässig gedichtet, welcher unter allen so wie er gesungen, dass alles Volk ihm nachsingt, unverkürzt das ganze Lied, nicht bloss der Weise wegen die Anfangsstrophe, während es die übrigen vergessen hat, ihm nachsingt, auch ohne zu wissen und zu fragen, wer denn eigentlich der Dichter sei, ganz wie es jene Lieder singt, die schon seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt haben? Spät Abends durch die Gassen der Stadt, früh Morgens, wenn die Wanderung beginnt, auf der Landstrasse ertönt aus dem Munde der Gesellen das Lied von dem guten Kameraden und das von den drei Burschen, die über den Rhein ziehen, und von da an aufwärts, wo auch auf höheren Stufen der Bildung Herz und Mund noch besaitet sind für den Volkston, überall da der Gesang Uhlandischer Lieder. Das macht, er hat den Volkston nicht in der Gemeinschaft gesucht; er hat ihn überhaupt nicht gesucht, er trug ihn schon in sich, er brachte nicht die Mängel und Makel der Volksmässigkeit, wohl aber alles das, was ein bevorzugendes Merkmal derselben ist, schon mit zum Dichten, Tiefe und Zartheit, Einfachheit und treffende Kürze und neben solchem Gehalt noch diejenige Melodie der Form, die von selber Gesang wird, die der Musik als dem Echo des dichterischen Wortes ruft. Darum auch hat sich die Tonkunst vielleicht keines Dichters mit so grossem Eifer und zugleich mit so vielseitigem Glück bemächtigt, als das hier geschehen ist, und gern und dankbar nennen die Freunde der zwei Schwesterkünste neben dem Namen Uhland's die Namen Kreutzer, Silcher, Schumann, Mendelssohn, eben die, welche die heutige Gedächtnissfeier des Dichters zum tönenden Reigen um ihn sammelt und von ihm geleitet an uns vorüberziehen lässt. Der Tonkünstler aber möchte hier jedesmal der beste sein, der auch seinerseits die einfachere Weise des Volksgesanges trifft, der nicht mit vollerer, reicherer, höherer Kunst den Dichter zu überholen strebt, sondern sich bescheidet, ihm nachzufliegen wie eine Lerche der anderen. Denn nicht mit der Nachtigall und der königlichen Pracht ihres Gesanges, nur mit der Lerche möchte ich unsern Dichter vergleichen, die von dem Acker des horchenden Landmannes aus ihr kunstloseres, aber wie schönes Lied freudig schmetternd hinauf in das ruhige Blau des Himmels trägt. Aber ach! nach dem Frühlinge, den sie einst verkündigt, nach dem Morgenlicht, dem sie entgegen-

gesungen, ist jetzt in diesem grauen Herbste, der auf Deutschland lastet, die Lerche Deutschlands still von dannen gezogen. Rückert in dem Liede, mit dem wir begonnen, spricht also weiter:

„Vögel fühlen den Winter vor:
Wie die wandern im Nebelduft,
Senken die sich in Schilf und Rohr,
Die zum Schlafen in Fels und Kluft.

Glücklich sind, die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Die da wachen und bleiben hie,
Klagen in Frost und Wintergraus.“

Wir kehren aber zurück zu dem Dichter, wie er gelebt und lebendig gewirkt hat.

Als ich einmal die Terrassen seines Gartens mit ihm hinaufschritt, sagte Uhland, Blumen würde ich darin nur wenig finden: er mache sich aus den Blumen, die man in Gärten ziehe, nichts, er pflücke sich deren lieber im Wald und auf dem Felde. So war er selbst und so denn auch sein Dichten geartet; es ist bedeutsam genug, dass von jenen zwei gesungensten seiner Lieder das eine anhebt: «Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit;» denn wahrlich Niemand ist auch als Dichter ein so guter Freund des Volkes gewesen. Darum klingt auch der Schluss des anderen wie von dem Volk zu dem Dichter selbst gesprochen: «Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut' und werde dich lieben in Ewigkeit.» Und eben dies, diese Volksmässigkeit ist es, die seine geschichtliche Stellung bezeichnet, die seinen Eintritt in die deutsche Litteratur zu einem Wendepunkte derselben gemacht hat. Vor ihm unter den Romantikern hatte den gleichen Ton noch keiner, nur etwa Tieck hatte ihn zuweilen gebraucht, wie es dessen reicherem Talent verliehen war, sich der Einseitigkeiten der Schule durch mannichfache Wandlungen zu entschlagen; mit Uhland aber, nachdem er frisch und frei in die Welt hinausgerufen:

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.“

und weiter:

„Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein.“

mit Uhland und durch ihn ist die Volksmässigkeit alsbald ein allgemein durchgreifender Zug und ist es das unterscheidende Merkmal einer ganzen zahlreichen Dichterschule geworden, Lieder abzufassen, denen ähnlich, die das Volk von seinen fliegenden Blättern singt: zuerst so in Schwaben selbst innerhalb des Uhland näher umgebenden Kreises, dann, indem der Ton weiter und weiter fortklang, durch ganz Deutschland hin: ich nenne nur Wilhelm Müller, das vielleicht gar zu artige, und Heinrich Heine, das unartige, bis zur Schmähung des Meisters ausgeartete Schulkind. Und auch Eichendorff muss ich nennen, denn obschon Eichendorff eben diese Richtung wohl aus sich selbst und nicht erst durch den Vorgang Uhland's gefunden hatte, allbekannt und geehrt ward sein Name doch erst dann, als die Volksmässigkeit von Schwaben aus zu Ehren gebracht war.

Eichendorff, Heine und so fast alle Dichter, welche dieses Weges gegangen, prägen die Volksmässigkeit meist nur in der Form der Lyrik, nur in Liedern aus, Uhland ebenso wohl und ebenso gut in Romanzen, bei ihm sind Phantasie und Gemüth gleichermassen thätig. Hier denn liegt auch der Unterschied zwischen Uhland und den zwei nächsten und namhaftesten unter seinen einheimischen Freunden und Mitdichtern, Justinus Kerner und Gustav Schwab, und die Ursache seines Vorranges vor diesen beiden, der unverkennbar ist und anerkannt; bei Kerner fällt das grössere Gewicht der Befähigung wie der Leistungen auf das Lied, bei Schwab auf die Romanze. Und nicht bloss das, auch jedwede Dichtungsart für sich allein genommen, steht Uhland den zwei Freunden weit voraus. Mögen die erzählenden Gedichte Gustav Schwab's, Dank den classischen Mustern, die er nie aus dem Auge verlor, den Stoff in einer fester umrissenen Gestaltung zeigen, es geht ihm die Kraft des eigenen freien Erfindens ab, die in Uhland so schöpferisch wirkt, und nicht wie bei Uhland, der eben auch als Lyriker gross ist, wird seine Erzählung von dem Schmelz der Empfindung und einem lyrischen Hauch und Duft durchzogen. Andererseits die Lieder Justinus Kerner's haben fast immer etwas unbestimmt Verschwommenes;

er weiss ihnen nicht, wie Uhland vermöge seiner auch epischen Kraft, einen rechten Halt zu geben; seine Lyrik wurzelt immer noch mit zu vielen Fasern in dem alten Boden der Romantik. Und ausser den Romanzen und Liedern noch eine Art von Gedichten, die bei Uhland eine Hauptart ist, findet sich weder bei Schwab noch bei Kerner und auch sonst in neuerer Zeit nur selten vor (in älterer hat sie Joh. Heinr. Voss und von Jöcher das Volk), so dass wir sie als eine Besonderheit Uhland's zu bezeichnen und auszuzeichnen haben: ich meine jene, mit welchen der Dichter nicht seinen eigenen Empfindungen Ausdruck giebt, sondern denen einer fremden Person, an deren Stelle und in deren Seele er sich versetzt, wie des Schäfers Sonntagslied, des Knaben Berglied, einige der Wanderlieder und das der Geliebten des Schmiedegesellen. Man mag dergleichen mit einem kurzen Wort mimische Dichtung nennen; nach dem Beispiele Uhland's hat dann Wilh. Müller dieselbe viel und mit breitester Ausführung geübt.

Endlich ein letzter Zug der Vergleichung zwischen Uhland und seinen Freunden, der zugleich einer der wesentlichsten Züge zu dem Bild seines dichterischen Werthes ist: während bei Schwab der Ernst, bei Kerner die Schwermuth herrscht und fast jede andere Stimmung ausschliesst, bewegt sich Uhland mit gleicher Freiheit und Leichtigkeit unter all den Stoffen und durch all die Töne hin, die dem Lied und der Romanze und dem mimischen Gedicht nur irgend zustehen, durch all die Farben, in denen sich ein reicheres Gemüth ausstrahlen mag; die Freude wie die Wehmuth, die schalkhaft scherzende Laune wie der männliche und selbst ein düsterer Ernst, Alles findet hier sein Wort, und wenn es in des Sängers Fluch von dem Greise und seinem Sohn heisst:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
 Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
 Sie singen von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt,
 Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“

so hat damit Uhland selber auf den weiten Bereich seines eigenen Gesanges hingewiesen. Eins aber zieht sich überall hindurch als der Grundton, der immer und immer wieder hervor und oft auch für sich allein erklingt, der Sinn für die Grösse und noch mehr für die reizende Anmuth der Natur, für diejenige namentlich, mit der sie in ihrer Jugendzeit, dem Lenz, sich schmückt.

Es ist aber diese Mannichfaltigkeit in Stoff und Ton um so bewundernswerther, da der Gedichte Uhlands gar nicht so viele sind; nicht so wie Rückert schüttet er unerschöpfliche Füllhörner aus oder mäht wie dieser gleich ganze Blumenfelder, immer doch in einer Richtung wandelnd; das Kleinod, das wir die Gedichte von Ludwig Uhland nennen, ist eben ein Kleinod, nur ein Büchlein. Um so leichter jedoch hat daraus solch ein Schatz für Alle werden können, so weit die deutsche Zunge klingt.

Mit den bisher besprochenen Gedichtarten ist das Gebiet bezeichnet, innerhalb dessen die eigentliche und eigenthümliche Begabung Uhlands waltet, die Grenze seines Berufs, wie theilweis schon er selbst sie erkannt und betrachtet hat. Jedoch nur theilweis. Wir besitzen von ihm, zunächst den Liedern an die Seite tretend, auch Sinngedichte in dem antiken Maasse des Distichons. Für diese nun liegt allerdings kein Tadel darin, dass sie nicht spöttisch geschärft, nicht satirisch zugespitzt seien; es darf ja auch rein lyrische Epigramme geben, und vielleicht die schönsten des griechischen Alterthums sind nur von solcher Art; aber den Sinngedichten Uhlands mangelt meist die Gedrungenheit des witzigen Ausdrucks, die allein der kurz abgerissenen, gleichsam bruchstückartigen Empfindung Reiz und Bedeutung verleihen kann, und oft schon die Gedrungenheit der Empfindung selbst. Ferner, um auf die andere Seite, auf die erzählende Poesie, zu blicken, Graf Eberhard der Rauschebart war bereits ein starker Schritt von der Romanze aus, die Kürzeres und gern auch Selbsterfundenes und mit lyrischem Anhauch erzählt, nach dem Epos hin, das geschichtliche oder sagenhafte Ueberlieferungen in länger gezogenem, inhaltvollerem Verlaufe vorträgt; bis zum Epos selbst und wirklich ist aber Uhland nicht gelangt, das war zu langathmig für den, der nur gewohnt war, Lieder und Romanzen zu dichten; eines, ein humoristisches von Fortunat und seinen Söhnen, das durch bunte Fülle des Stoffes hätte anziehend, durch Tiefe des Sinnes hätte bedeutend werden können, hat er begonnen, um es gleich nach dem Beginn wieder liegen zu lassen.

Und auch die Form des Dramas, diese höchste unter allen, in denen sich die Poesie gestaltet, ist von Uhland versucht worden mit Ernst von Schwaben und Ludwig dem Bayer. Beide

zwar beseelt die edelste, die deutscheste Sinnesart; von Allem, was gethan und gelitten wird, ist die Treue der Kern, Freundes-treue, Muttertreue, Treue der Gattin, Treue gegen das Vaterland, und dieser gesellt und eins mit ihr die Liebe zur Freiheit, Empfindungen, wie sie auch der Kern von Uhlands eigenem Leben sind, wie sie jedoch in keinem seiner Gedichte sonst so voll und ganz und gross sich äussern. Insofern würde, wer Ludwig Uhland liebt, ihn liebt gerade auch um des sittlichen Gehaltes seiner Dichtung willen, diese zwei Dramen nur ungern missen. Gleichwohl sind in künstlerischer Beziehung deren Mängel unlängbar. So musterhaft auch im Herzog Ernst der geschichtliche Stoff dramatisch zusammengedrängt und so wohl abgerundet das ganze ist, der Ausführung der einzelnen Glieder gebricht das Ebenmaass; Ludwig der Bayer aber ist, allerdings manchem der historischen Schauspiele Shakespeare's darin ähnlich, weniger ein Drama als ein Epos in Gesprächsform, und er könnte ebensowohl Friedrich von Oesterreich heissen; denn auch dieser steht als Hauptperson da. Und wohl zu beachten, den Ludwig, das noch minder gelungene, hat Uhland später als den Ernst verfasst: ein Rückschritt also und recht ein Beweis, dass die Dramatik nicht seines Bereiches war. Bei alledem wollen wir es der deutschen Bühne nicht eben zur Ehre noch zum Vortheil anrechnen, wenn der Herzog Ernst auf ihr ein Fremdling ist, und keine Entschuldigung darin suchen, dass Uhland hier fast noch schlichter als in seinen Liedern und Romanzen und nicht mit jenem Glanz und Schwung der Rede spreche, an den seit Schiller das höhere Drama sich gewöhnt hat. Die Theatervorstände thun sonst nicht so spröde, aber die Zeit, wo Herzog Ernst, dieses Trauerspiel der Freundes- und Freiheitsliebe, zuerst in die Welt hinaustrat und für immer seinen Platz auf der Bühne hätte nehmen sollen, war die, welcher die Klage Platen's gilt:

„Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Giebt man Clauren's Albernheiten und verbietet Schiller's Tell.“

Wir haben die Schranken kennen lernen, die der dichterischen Wirksamkeit Uhlands durch Gabe und Beruf gezogen waren; fassen wir jetzt noch die Abgrenzungen durch die Zeit ins Auge! Uhland hat nicht, wie Andere es vermögen oder doch thun, den ganzen Raum seines Lebens, nicht wie Goethe zwei Menschenalter mit dichterischen Schöpfungen angefüllt, sondern

er nur die Hälfte eines Menschenalters. Begonnen hatte er, wie uns bekannt, etwa im Jahre 1804, und schon im Jahre 1819 oder, wenn wir ein hervorstechendes Werk als den Markstein bezeichnen wollen, mit Ludwig dem Bayer war das Ende der Laufbahn erreicht, von da an schwieg sein Dichtermund und that sich nur noch selten und nur zu wenigen Worten auf. Was aber war es, das ihn, den erst Zweiunddreissigjährigen, schon verstummen liess? War es, wie man anzunehmen gewohnt ist, sein Eintritt in die Thätigkeit eines Ständemitgliedes? Denn allerdings geschah dieser in demselben Jahre 1819. Indess gerade ihn hätte das am wenigsten stören oder ihn gar lähmen können: hatten doch eben erst seine Vaterländischen Gedichte dargethan, dass seine Poesie nicht vor den grossen Gedanken, welche die Zeit bewegten, zurückwich. Nein, wenn wir die spärlichen Dichtungen, die nach dem Jahre 1819 noch aus seiner Feder geflossen sind, vorurtheilslos betrachten, so entgeht uns kaum, dass sie meist eben nur aus der Feder geflossen, nur selten noch gleich den früheren mit vollem Drange und leicht und frisch dem Gemüthe selbst entquollen sind, und abermals drängt sich uns das Bild der Lerche auf, die einen kurzen Sommer hindurch ihr Lied erschallen lässt und dann verstummt. Uhland aber in seiner redlichen und wahrhaften Art, als er erkannte, dass der Sommer seines Gesanges ausgieng, beschied sich mit Gelassenheit; er wollte nicht erringen, was nicht mehr frei und von selbst geschah, und mochte nur, wie etwa auch die entfliehende Lerche thut, hie und da in verlorenen Tönen sich noch einmal versuchen. So erfüllte sich an ihm selber, was er einst, vorahnend oder vorausbedenkend, dem heranwachsenden Dichtergeschlechte zugerufen:

„Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.“

Der redlichen Selbstbeschränkung ist aber auch hier der Lohn und Segen nicht entgangen: seit Uhland nicht mehr dichtete, gerade da erst wurden seine Gedichte jenes Kleinod Aller, und es drängten sich, nachdem zwischen den ersten Ausgaben noch halbe Jahrzehnte gelegen, die späteren immer schneller, alljährlich und noch gehäufte, so dass wir jetzt, die diebischen Nachdrücke des Auslandes nicht einmal mit eingerechnet, bereits

die fünfundvierzigste zählen. Es ist, als thäte es dem Volke wohl, den Kanon dieser seiner Lieblingslieder schon seit Langem so festgestellt zu wissen.

Zu dichten hörte Uhland im Jahre 1819 auf, aber nicht, weil die Geschäfte eines Mitgliedes der württembergischen Kammer all sein Denken in Anspruch genommen und seine Kraft erschöpft hätten. Es war das so wenig der Fall, dass vielmehr gerade jetzt eine andere Wirksamkeit erst recht ihren Anfang nahm, die wissenschaftliche auf dem Gebiete des deutschen und verwandten Alterthums; diese, seit dem Aufenthalt in Paris und dessen nächsten Ergebnissen für einige Zeit zurückgewichen, brach nun wieder stark und voll hervor, um bis zu dem Ende Uhlands eine Stellung im Vordergrund seines Lebens zu behaupten. Indem aber Uhland so das Saitenspiel mit dem Griffel vertauschte und von der Poesie zur Forschung übergieng, gieng er doch zu nichts wesentlich Anderem und Neuem über; es blieb der dichterische und deutsche Sinn, nur dass sich derselbe jetzt nicht mehr in das Gewand des Liedes, sondern in das der Gelehrsamkeit kleidete; vordem hatte dieser sein Sinn die Blüthe der Poesie getrieben, jetzt trug er Früchte der Wissenschaft. Darum trat Uhland auch nie als Grammatiker an das Alterthum heran; was er ergriff, musste sein Gemüth unmittelbarer erfüllen können, musste wurzeln können in seiner Heimatsliebe, musste verwandtschaftlich an sein eigenes Dichterinneres und seine Empfindung für die Natur anklingen; es mussten das Gegenstände sein wie das Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide, der einst ebenso wie er von Lenz und Liebe und Vaterland gesungen und ebenso den Volkston zart veredelt hatte, wie der Mythos des Donnergottes, der sich mit Feinheit Zug für Zug auf Naturanschauung zurückführen liess, wie das Volkslied, dieser Gegenklang seines eigenen Liedes, wie endlich die Sagendichtung namentlich seiner schwäbischen Heimat und selbst seines Heimatsortes. Und nicht, dass dieser gemüthliche Grundzug seiner Forschungen deren wissenschaftlichen Ernst und Werth beeinträchtigt hätte: er verband damit wie nur je ein Gelehrter Deutschlands den strengsten, gründlichsten, ungenügsamsten Fleiss; ja es ward deren Werth dadurch nur noch erhöht, denn derselbe Zug des Gemüthes liess ihn auch hier seinen redlichen und zugleich so milden Sinn bewahren und bewähren; er be-

fleckte sich nie mit den Gehässigkeiten, von denen dies Studiengebiet sonst verunreinigt wird, und diente mit sittlicher Würde nur der Wissenschaft, nicht sich. Desshalb, wenn auch sein dichterisches Schaffen seit Jahren, seit Jahrzehnten schon beendigt und seine Mitwirkung an den Dingen des Staates mochte abgebrochen und abermals abgebrochen sein, war dennoch sein Name nicht wie der eines Todten, dessen man bereits vergisst, und es wäre zum Heil der Wissenschaft und des Vaterlandes diesem treuen und ergiebigen Forscherfleiss eine Fortdauer noch auf lange hinaus zu wünschen gewesen; gern prophezeite auch menschliche Berechnung eine solche: Gott hatte es anders verhängt, und wie schon früher der Dichtermund sollte sich nun auch der Mund der Weisheit und nun für immer schliessen.

Aber noch einmal: der Name Uhlands ist nicht wie der eines Todten und sein Dasein unter uns nicht mit seinem letzten Hauche verweht: «er ist den Lebenden vereinet.» Die Sage erzählt, wie da, wo Götter und göttlich heilige Menschen gewandelt sind, eine blumenumsäumte Spur hinter ihnen bleibt, und wo sie in einem grossen Augenblicke gestanden, ihre Fussstapfe für alle Zeiten in den Boden gedrückt ist. Nicht anders Uhland. Noch immer trägt unser deutscher Liedersang das Gepräge, das vor nun einem halben Jahrhundert er ihm gegeben, und auch in Zukunft wird nur eine neue Barbarei es austilgen können; nimmer verwächst der Weg, auf welchem er aus dem schwülen Dickicht der Romantik hinübergeschritten ist zu der hellen, frischluftigen Aue der Volksmässigkeit; schon an den Melodien, in denen sich hier wie ein Vogel des Himmels die Musik am liebsten wiegt, wird derselbe stets erkennbar bleiben und stets erkennbar in der Wissenschaft sein Mitwirken an ihr, stets dankbar das deutsche Volk: wenn es dereinst seine höchsten Güter errungen hat, Uhland hat ihm vorangerungen mit Wort und Werk, mit Thaten und Leiden. Er ist gestorben ohne Stolz auf so viel Grosses, den Stolz kannte seine fromme Seele nicht; aber er konnte in dem Bewusstsein eines rein und gut geführten Lebens, konnte in dem Bewusstsein sterben überall da, wo ein freies Herz mit Freudigkeit dient, treu gedient zu haben, konnte sterben in der Zuversicht, einzugehen in den ewigen Frühling, den er über dem Vergänglichen dieser armen Erde gehant und auch sich gehofft hatte.

„Wohl blühet jedem Jahre
 Sein Frühling mild und licht,
 Auch jener grosse, klare,
 Getrost! er fehlt dir nicht:
 Er ist dir noch beschieden
 Am Ziele deiner Bahn;
 Du ahnest ihn hienieden,
 Und droben bricht er an.“

Wer aber, als er von hinnen gieng, in seine Seele hätte blicken und da lesen können, mit welchen Ahnungen und Hoffnungen er gieng für das, was ihm sein Erdenleben hindurch so nahe und warm am Herzen gelegen, für sein Volk und sein Vaterland! O sicherlich, wie das Herz und das Leben Uhlands vor uns steht, hätte man nur Worte eines noch immer ungebrochenes Muthes gewahrt, Worte wie jene schönen, die mir einst in gleich hohem Alter Ernst Moritz Arndt geschrieben: «Ich wenigstens will mich im grünen Rock begraben lassen, weil ich die glücklichste Hoffnung für mein herrliches tapferes Volk mit in die Erde nehmen werde; nicht, als solle sie mit mir begraben werden, denn auch ich werde dort nicht begraben.» Wollen wir auf einen so unsterblichen Hoffnungs- und Frühlings- und Jugendmuth nicht auch das Lied auslegen, das wir heute noch in dem gesteigerten Wohllaut des Gesanges vernehmen sollen?

„O legt mich nicht ins dunkle Grab,
 Nicht unter die grüne Erd' hinab!
 Soll ich begraben sein,
 Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
 Wenn eine Flöte tönt von fern
 Und wenn hoch oben hin
 Die hellen Frühlingswolken ziehn.“

Die irdische Wirklichkeit hat ihm den Tod im Frühling und solch ein Frühlingsgrab versagt; Frühling und Sommer und Sommergesang waren längst dahin, als man Ludwig Uhland hinab auf den Gottesacker trug, und der erste Reif und Schnee fielen auf ein noch unbegrüntes Grab. Während aber dort unter bescheidenem Hügel ein bescheidenes, ein frommdemüthiges Herz verwest, soll ein Denkmal, stolz von Stein und Erz, die Stätte

seiner Geburt und seines Lebens und seines Sterbens zieren, ein Denkmal, nicht ihm gesetzt, sondern den Gütern, für die er gestritten und gelitten hat, sondern dem Danke, den sein Volk und jedes Volk ihm schuldet, das sein Lied beseligt. Und noch der späte Enkel wird dorthin wallen und die immergrünen Kränze des Bürgers, des Forschers, des Dichters auf die Stufen niederlegen.

INHALT.

1.	Geschichte des deutschen Humanismus und Humanismus bis auf Klopstock (1781)	1
2.	Geschichte des deutschen Humanismus bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts (1805)	30
3.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	345
4.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
5.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
6.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
7.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
8.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
9.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
10.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
11.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180
12.	Die Gedächtnissrede in Basel (1805)	180